

# Religiöse und vestimentäre Praktiken in einem Gewerbezentrum, 1750 bis 1840

Anne Sophie Overkamp

Bereits im 18. Jahrhundert erschien die Gegend im und um das Wuppertal herum den Zeitgenossen in Hinsicht auf das Christentum als ein besonders lebendiger Ort: „In dieser Gegend ist überhaupt so viel Religiosität und Frömmigkeit, wie vielleicht in keiner anderen Gegend von Deutschland“, bemerkte 1792 der Bremer Theologe Gottfried Menken (1768–1831).<sup>1</sup> Andere berichteten ebenfalls über das „kirchlich-religiöse Leben, welches hier vielleicht allgemeiner und tiefergehender ist, als irgendwo in Deutschland. [...] Gegenstände der Religion und Kirche sind allerwärts beliebter und in manchen Häusern vorherrschender Stoff der Unterhaltung.“<sup>2</sup>

Gleichzeitig hatte sich das Wuppertal seit dem ausgehenden Mittelalter zu einer der bedeutendsten Gewerbezentren des Alten Reiches entwickelt, der auch der Übergang in die Industrialisierung gelang.<sup>3</sup> Am Anfang der gewerblichen Entwicklung stand das kommerzielle Bleichen von Leinengarn, woraus sich im Laufe der Zeit verschiedene Gewerbebranchen entwickelt hatten. Zur Wuppertaler Produktpalette gehörten am Ende des 18. Jahrhunderts sowohl die traditionellen Schmalwaren und gebleichtes Garn wie auch Breitgewebe. Die vielen Sorten Bänder, Schnüre und Kordeln sowie reinleinenen Stoffe, Leinen-Baumwoll-Gewebe und preiswerte Seidenstoffe wurden im Auftrag von sogenannten Verleger-Kaufleuten hergestellt, die mit diesen Textilien hohe Gewinne erzielten. Die Kaufleute und ihre Familien bildeten wiederum die tragenden Säulen der meist sehr orthodoxen protestantischen Gemeinden in Elberfeld und Barmen. Insofern erscheinen das Wuppertal und seine Kaufmannsfamilien als ein besonders geeigneter Ort und Gegenstand, um dem „Stoff der Protestanten“ etwas näher aufs Tuch zu fühlen.

Hierzu wird zunächst der institutionelle Rahmen skizziert, der auf das Kleidungsverhalten Einfluss hatte, um dann anhand von Nachlassinventaren und Rechnungen einige generelle Aussagen über die Kleidung der Wuppertaler Kaufmannsfamilien zu treffen. Anschließend werden an Porträtbildnissen vestimentäre und sonstige Inszenierungsstrategien dieser sozialen Gruppe herausgearbeitet. Einige grundsätzliche Überlegungen zu dem Spannungsfeld von religiöser Überzeugung, kaufmännischem Beruf und vestimentären Praktiken schließen den Beitrag ab.

- <sup>1</sup> Das Zitat stammt aus einem Brief Menkens an seinen Vater 1792, zit. n. Adolf Werth, Adolf Lauffs: Geschichte der evangelisch-reformierten Gemeinde Barmen-Gemarke 1702–1927. Barmen 1927, S. 181.
- <sup>2</sup> Jürgen Müller-Späth (Hrsg.): Ein anonymes Bericht über das „kirchlich-religiöse Leben“ des Wuppertals 1823/24: „das jetzige Gosen“. In: Jürgen Reulecke, Burkhard Dietz (Hrsg.): Mit Kutsche, Dampfbo, Schwebbahn. Reisen im Bergischen Land II (1750–1910). Neustadt/Aisch 1984, S. 131–135, hier S. 134.
- <sup>3</sup> Vgl. Stefan Gorißen: Gewerbe im Herzogtum Berg vom Spätmittelalter bis 1806. In: Geschichte des Bergischen Landes. Bd. 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums. Hrsg. von Stefan Gorißen, Horst Sassin und Kurt Wesoly. Bielefeld 2014, S. 407–467; Wolfgang Hoth: Die Industrialisierung einer rheinischen Gewerbestadt – dargestellt am Beispiel Wuppertal. Köln 1975.

### Institutionelle Rahmenbedingungen

Das Herzogtum Berg war im 18. Jahrhundert Teil des pfälzbayerischen Staatenverbundes und wurde von einer Stellvertreterregierung in Düsseldorf verwaltet.<sup>4</sup> Wenngleich die Obrigkeit nicht scheute, viele Lebensbereiche der Untertanen im Sinne „guter Policey“ zu ordnen, nahm sie nur wenig Einfluss auf ihr äußeres Erscheinungsbild. Eine nach Ständen gegliederte Kleiderordnung, wie sie etwa die Reichsstädte entwickelt hatten, kannte das Herzogtum Berg nicht.<sup>5</sup> Die letzte für das Herzogtum Berg erlassene Kleiderordnung von 1775 verbot zwar zur „Verminderung der auf solchen Grad der Ueppigkeit gestiegenen Kleiderpracht“ allen kurfürstlichen Untertanen bei 500 Reichstaler Strafe „Civilkleider oder Livreen, welche mit Gold oder Silber bestickt sind, zu tragen“. Den Männern wurde höchstens gestattet, „goldne oder silberne Knöpfe auf den Röcken und eine dergleichen Borde auf den Hüten zu tragen“. Zu stark zur Schau getragener Reichtum war also nicht gewollt. Die Verfügung wurde jedoch sogleich verwässert, da „zum Verschleiß der vorhandenen Prachtkleider“ eine einjährige Frist eingeräumt wurde, welche in den Folgejahren immer wieder aufs Neue verlängert wurde.<sup>6</sup> Zur Kleidung der Frauen schwieg sich die bergische Regierung völlig aus. Die Kaufmannsfamilien blieben in der Wahl ihrer Kleidung von obrigkeitlichen Verordnungen und Vorschriften somit weitgehend unbeeinflusst.

Neben der weltlichen Obrigkeit suchten kirchliche Instanzen auf ein geordnetes Betragen der Bevölkerung einzuwirken. Die Protokolle der bergischen Synoden Ende des 17. Jahrhunderts machen deutlich, dass die äußere Erscheinung einen wichtigen Teil der Kirchengzucht wie auch der allgemeinen Ordnungsvorstellungen bildete.<sup>7</sup> Vor allem die Haartracht – Perücken bei den Männern und übertriebener „fremdländischer“ Kopfputz bei den Frauen – war den Kirchenoberen ein Dorn im Auge. Die Pfarrer waren entsprechend gehalten, in ihren Predigten gegen die „Herzens Eitelkeit und Hochmuth“, die „in der Kleidung und Haarpracht an Männern und Weibern sich hervorthut“, mit

„allem Ernst zu eiferen, damit desto mehr durch Gottes Segen allen ganz eitelen Neuerungen und noch täglich steigender Kleiderpracht gewehret und eine sittsame Eingezogenheit auch in dem eußerlichen Habit und Kleidung bei einem jeden sich christgebürlich zeigen möge“.<sup>8</sup>

Ansonsten wurde vor allem der Aufwand bei Hochzeiten mit Bezug auf die Zahl der Gäste, der gereichten Speisen und die Anwesenheit von Spielleuten wiederholte Male aufs Korn genommen.

Wie eine Durchsicht der Presbyteriumsprotokolle der Elberfelder reformierten Gemeinde für das 18. Jahrhundert ergab, wurden bis zur Jahrhundertmitte aufwändige Hochzeiten weiterhin als Verstoß gegen die Sittenzucht in der Gemeinde wahrgenommen.<sup>9</sup> Wiederholte Male mussten sich Ehepaare vor dem Konsistorium wegen „unordentlicher und anstößiger Hochzeit“ einfinden und Buße tun. Doch seit den 1760er Jahren fanden solche Maßregelungen nicht mehr statt, wie auch generell die Visitatoren nur noch wenig zu beanstanden hatten. Die am häufigsten protokollierte Verfehlung gegen die Kirchenordnung bildete der Wirtshausbesuch während des Gottesdienstes. Ermahnungen wegen übertriebener „Kleiderpracht“ scheinen die Presbyter dagegen nicht vorgenommen zu haben, so wie es auch keinen Hinweis darauf gibt, dass die Kirchenordnung in irgendeiner Weise das Erscheinungsbild der Gottesdienstbesucher geregelt hätte.

4 Zur Geschichte des Herzogtums vgl. Stefan Gorißen, Horst Sassin, Kurt Wesoly (Hrsg.): Geschichte des Bergischen Landes. Bd. 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums. Bielefeld 2014.

5 Zu Kleiderordnungen in der Frühen Neuzeit vgl. Veronika Baur: Kleiderordnungen in Bayern vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. München 1975. – Neithard Bulst: Kleidung als sozialer Konfliktstoff. Probleme kleidergesetzlicher Normierung im sozialen Gefüge. In: Saeculum 44, 1993, H. 1, S. 32–46.

6 Verordnung vom 16.8.1775, abgedruckt in: Johann Josef Scotti: Sammlungen der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogthümern Jülich, Cleve und Berg ... ergangen sind, Bd. 2. Düsseldorf 1821, S. 636–637.

7 Vgl. Heinz Schilling (Hrsg.): Kirchengzucht und Sozialdisziplinierung im frühneuzeitlichen Europa (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 16). Berlin 1994.

8 Protokoll der 122. Bergischen Provinzialsynode, Elberfeld 22.–25.4.1692. In: Die reformierten Bergischen Synoden während des jülich-klevischen Erbfolgestreites. Bd. 3: Im Zeichen der Kirchengzucht 1673–1700. Hrsg. von Albert Rosenkranz. Düsseldorf 1967, S. 291–307, hier S. 294.

9 Durchgesehen wurden die Protokolle von 1720 bis 1800 (Kirchenarchiv Wuppertal Nr. 90, 91).

Ob die Pfarrer während des Gottesdienstes weiterhin von ihren Kanzeln gegen die „Hoffart“ und „Eitelkeit“ und „übertriebenen Kleiderluxus“ wetterten, kann allerdings mangels Dokumentation nicht entschieden werden.

### Schriftlich dokumentierte Kleidung Wuppertaler Kaufmannsfamilien

Nimmt man die in verschiedenen Nachlässen und Schneiderrechnungen dokumentierte Kleidung zur Grundlage, so herrschte innerhalb der Wuppertaler Kaufmannsfamilien Ende des 18. Jahrhunderts jedenfalls kein Mangel, um in der Kirche wie auch im Alltag angemessen und sittsam zu erscheinen. So kleideten sich die männlichen Angehörigen der Wuppertaler Kaufmannschaft in der Zeit von 1770 bis 1815 überwiegend in gedeckten Farben wie Leberfarben (ein gräuliches Braunrot), schwarzgrau, braun, grün, blau und oliv.<sup>10</sup> Mit Kleidungsstücken wie einer hellblauen Weste und hellblauen Hose ließen sich zwar auch helle Farbakzente setzen, doch verweisen die zahlreichen schwarzen Hosen und Westen in den Nachlässen darauf, dass die dunklen Farben im Erscheinungsbild überwogen. Komplettgarnituren, das heißt Rock, Weste und Kniebundhose, wurden allerdings kaum in Schwarz gewählt. Generell gewannen in den Kleiderschränken frei miteinander kombinierbare Kleidungsstücke zahlenmäßig die Überhand. So nannte Abraham Frowein (1735–1813) bei seinem Tod beispielsweise acht Röcke, 31 Westen und 16 Hosen sein eigen. Hierunter waren drei komplette Garnituren bestehend aus Rock, Hose und Weste aus dem gleichen Stoff, ein Rock mit passender Hose, zwei Röcke mit Weste sowie zwei Hosen mit Weste. Seine übrigen Kleidungsstücke variierten dagegen in Farbe und Material und ließen sich nach Belieben zusammenstellen.

Alle diese Männer wählten ausschließlich Wolltuch für ihre Röcke. Dies war nicht nur ein haltbares und dauerhaftes Material – schließlich war ein Tuchrock nicht nur strapazierfähig, sondern ließ sich auch wenden und so noch länger tragen –, sondern auch eines, das den modischen Gepflogenheiten in bürgerlichen Kreisen entsprach.<sup>11</sup> Dies galt auch für die in den Inventaren verzeichneten Hosen aus Nankinett, einem ursprünglich aus China importierten, dann aber zunehmend in Europa imitierten Baumwollstoff, wie auch für die Hosen und Westen aus Kasimir, einem leichten Wollstoff. Auch die Manchester-Hosen Abraham Froweins, die aus einem samtartigen Baumwollgewebe gemacht waren, gehörten zu den modisch gängigen Kleidungsstücken.<sup>12</sup> Die in allen Inventaren verzeichneten schwarzen Seidenwesten und -hosen, die sich gut mit den verschiedenen Röcken kombinieren ließen, deuten dagegen auf einen gewissen Kleiderkonservatismus hin. So besaß Kaspar Frowein (1759–1823) bei seinem Tod ausschließlich „kurze Hosen“, das heißt Kniebundhosen, die zu diesem Zeitpunkt bei den meisten Männern eigentlich aus der Tageskleidung verschwunden waren.<sup>13</sup> Einen Einblick in mögliche Tragegewohnheiten verraten noch die sieben „Schlaf-  
röcke“, welche einen proportional bedeutenden Bestandteil von Abraham Froweins Garderobe ausmachten. Diese Hausmäntel wurden häufig mit Weste und Hose getragen und bildeten eine legere, aber dennoch

**10** Für das Wuppertal existiert kein gesammeltes Verzeichnis von Inventaren, sodass diese aus den verschiedenen Familienarchiven und -nachlässen zusammengetragen werden müssen. Ausgewertet wurden die in den folgenden Nachlässen aufgeführten Kleiderlisten: Johann Sombart, gest. 1775 (Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Rheinland, Abk. LAV NRW R, Berg Gerichte, Amt Elberfeld Nr. 25), Johann Gerhard Teschemacher, gest. 1793 (Stadtarchiv Wuppertal, Abk. STAW, NDS 234), Abraham Frowein, gest. 1813 (Firmenarchiv Frowein, Abk. FAF, Nr. 1500), Kaspar Frowein, gest. 1823 (FAF Nr. 1498), Maria Elisabeth von Carnap, gest. 1787, Johanna Katharina von Carnap, gest. 1793, Johanna Elisabeth von Carnap, gest. 1796 (alle in Historisches Zentrum Wuppertal, Abk. HZW, Bestand de Werth). Weiteres Quellenmaterial sind eine Schneiderrechnung von Johann Gottfried Brügelmann aus dem Jahr 1791 (LAV NRW RW 1064, Nr. 2) sowie die Aussteuerliste Maria Margarethe Bergmanns anlässlich ihrer Hochzeit 1780 mit Johannes Beckmann (HZW Nachlass von Eynern, Nr. 87). Der Nachlass von Johann Gerhard Teschemacher verzeichnet außerdem die nachgelassenen Kleidungsstücke seiner Frau, die 1791 gestorben war.

**11** Vgl. Erika Thiel: *Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Ergänzte und aktualisierte Auflage unter Beratung von Dorothea Dieren und Gretel Wagner. Berlin 2000, S. 260–261.

**12** Zu den verschiedenen Stoffarten vgl. Claudia Selheim: *Das textile Angebot eines ländlichen Warenlagers in Süddeutschland 1778–1824*, Bd. 1. Würzburg 1994, S. 115–117, 146–147, 243–245.

**13** Vgl. Jutta Zander-Seidel: *Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleidung des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Nürnberg 2002, S. 36–37.

gesellschaftsfähige Alternative zum Rock.<sup>14</sup> In den langen Stunden am Pult im Kaufmannskontor stellten sie sicherlich nicht nur für Abraham Frowein eine bequeme und gleichzeitig standesgemäße Bekleidungsform dar.

Unter der Kleidung trugen die Kaufmannsleute weiße Wäsche, die weiterhin fast durchgängig aus Leinen gefertigt wurde. Die Männer besaßen sowohl Unter- als auch Oberhemden in großer Zahl – Abraham und Kaspar Frowein zählten beide beispielsweise je 84 Hemden ihr eigen – wie auch Vorärmel, Halstücher und Taschentücher (Sacktücher genannt). Dass letztere in den verschiedensten Varianten und in großer Zahl in den Inventaren zu finden sind, macht darauf aufmerksam, dass der fundamentale Wandel im Reinlichkeitsverhalten auch die bürgerlichen Schichten des Wuppertals umfasste. Diese neuen Vorstellungen von Reinlichkeit und Hygiene setzten in Bezug auf Sittsamkeit, Anstand und Ehrbarkeit im Übrigen ganz andere Maßstäbe als die früheren Ordnungsvorstellungen.<sup>15</sup> Unterhosen, ein zu diesem Zeitpunkt generell noch kaum bekanntes Kleidungsstück, finden sich in den Inventaren allerdings nicht.<sup>16</sup> Auch die Frauen setzten weiterhin auf Unterkleidung aus Leinen, was in einem Textilzentrum, das seinen Aufschwung der Veredelung von Leinwand verdankte, kaum erstaunlich ist. Auch bei ihnen war die Ausstattung mit Leibwäsche reichlich – Maria Elisabeth von Carnap (1724–1787) besaß bei ihrem Tod beispielsweise 50 Paar Vorärmel, davon fünf mit Spitze, 75 Halstücher und 95 Frauenhemden. Das Hemd wöchentlich zu wechseln, wie es in zeitgenössischen Ratgebern empfohlen wurde, war somit trotz der in den meisten Haushalten nur jährlich oder halbjährlich stattfindenden „großen Wäsche“ in diesen Familien keine Schwierigkeit.<sup>17</sup>

Was die Oberbekleidung angeht, so entspricht die Frauenkleidung in ihrer Farbwahl in überraschend hohem Maße den gedeckten Farben der Herrenkleidung.<sup>18</sup> Denn bei den weiblichen Mitgliedern der Wuppertaler Kaufmannsfamilien waren im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Kleidungsstücke aus schwarz-weißen Baumwollstoffen ganz besonders beliebt. „Schwarz und weißen zitz“ findet sich in den Verzeichnissen häufiger als jede andere Farbgebung und Stoffbezeichnung. Auch Violett und Braun, also eher dunkle Farben, wurden gern gewählt. Diese wurden mit einer Vielzahl von meist weißen Tüchern und Hauben getragen, sodass ein starker Hell-Dunkel-Kontrast die Kleidung bestimmt zu haben scheint. Abweichend davon, aber im Einklang mit den in den Modejournalen propagierten Trends, finden sich in den Nachlässen der 1790er Jahre viele als weiß oder weißgründig bezeichnete Kleidungsstücke. Hier war der Kontrast aufgehoben und durch eine einheitliche helle Kleidung ersetzt, welche nicht nur gängigen modischen Trends entsprach, sondern mit ihrem Verweis auf Reinlichkeit und Hygiene, auf Häuslichkeit und Sparsamkeit eine ganze Reihe bürgerlicher Tugenden auch vestimentär unterstrich.<sup>19</sup>

Wenn man nach der Masse der Kleidungsstücke geht, so scheint diese eher dunkle, mit hellen Accessoires kontrastierende Kleidung aus Woll- und Baumwollstoffen dem Alltag vorbehalten gewesen zu sein. Die in den Inventaren deutlich seltener verzeichneten Seidenkleider weisen nämlich weiterhin eine große Bandbreite an hellen Farbtönen auf. Hier finden sich grüne, blaue, gelbe, rote, rosa- und silberfarbene Kleider, jedoch weder violette, braune noch weiße, es sei denn ganz explizit als weißes Hochzeitskleid. Bunt bestickte Seidenröcke vergrößerten noch die Farbigkeit. Gerade bei der Festkleidung wurden keine Kosten gescheut. So berichtete ein Besucher des Wuppertals 1793:

<sup>14</sup> Vgl. Linda Baumgarten: *What Clothes Reveal. The Language of Clothing in Colonial and Federal America*. Williamsburg 2002, S. 110–112. – Aufgeklärt bürgerlich. Porträts von Gainsborough bis Waldmüller 1750–1840. Hrsg. von Sabine Grabner und Michael Krapf. Ausst.Kat. Österreichische Galerie Belvedere, Wien. München 2006, S. 272–273.

<sup>15</sup> Vgl. Manuel Frey: *Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland 1760–1860*. Göttingen 1997. – Michael Maurer: *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1850)*. Göttingen 1996.

<sup>16</sup> Vgl. Frey 1997 (Anm. 15), S. 213–214.

<sup>17</sup> Vgl. *Die zweite Haut. Zur Geschichte der Unterwäsche 1700–1960*. Hrsg. von Almut Junker und Eva Stille. Ausst.Kat. Historisches Museum Frankfurt. Frankfurt a.M. 1988, S. 20–25. – Frey 1997 (Anm. 15), S. 213. – Rebekka Habermas: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*. Göttingen 2000, S. 86–92.

<sup>18</sup> Vgl. oben, Anm. 10.

<sup>19</sup> Vgl. Frey 1997 (Anm. 15), S. 214–215.

„Sobald indessen modische und prächtige Kleidung mit zum Luxus gerechnet werden, so ist er alsdenn hier sehr hoch gestiegen. Denn die Damen und Herren erscheinen bei festlichen Gelegenheiten in so kostbaren und prächtigen Kleidern, daß man glaubt in einer großen Residenzstadt zu leben.“<sup>20</sup>

Darüber hinaus enthalten alle Inventare auch zweiteilige Kleider aus Zitz, einem einfarbig oder bunt bedruckten beziehungsweise bemalten Baumwollstoff. Diese Kleider waren nicht unbedingt billiger als solche aus Seide. Ihre große Beliebtheit rührte sowohl von der ungeheuren Farbigkeit und Mustervielfalt her als auch von der leichteren Pflege – sie waren, anders als Wolle oder Seide, waschbar.<sup>21</sup> Die von den Männern so geschätzten haltbaren Wollstoffe finden sich in der Garderobe der Frauen dagegen kaum und wenn, dann vor allem als (wärmende) Röcke. Gerade ältere Frauen scheinen die isolierenden Eigenschaften dieses Materials geschätzt zu haben: Johanna Katharina von Carnap (1722–1793) besaß bei ihrem Tod neben vier Wollröcken noch vier bestickte Röcke aus Seide und Kattun, einen Rock aus Zitz und einen aus Barchent. Die Tochter Johanna Elisabeth von Carnap (1741–1796) besaß nur zwei Wollröcke (davon ein ausgewiesener Unterrock), aber zehn Röcke aus Seide und Baumwolle sowie fünf Unterröcke aus Siamosen, einem auch im Wuppertal hergestellten Baumwoll-Leinen-Mischgewebe.<sup>22</sup> Was die Tragegewohnheiten angeht, so lässt die große Anzahl von Kombinationen aus Rock mit passender Jacke – Johanna Katharina von Carnap besaß beispielsweise 16 solcher Kombinationen und noch dazu aus pflegeleichter Baumwolle – darauf schließen, dass die Wuppertaler Kaufmannsfrauen im Alltag großen Wert auf die Praktikabilität ihrer Kleidung legten. Mit Rock und passender Jacke waren sie für ihren Beruf als Haus- und Handelsfrau gleichermaßen sinnvoll gekleidet. Die in den Kleiderschränken ebenfalls zahlreich vorhandenen Accessoires wie Halstücher in den verschiedensten Varianten, Schürzen, Kappen, Unterkappen und Hauben jedweder Façon sowie Vorärmel, Spitzen und Handschuhe verschafften den Wuppertaler Kaufmannsfrauen allerdings eine große Bandbreite an Gestaltungsmöglichkeiten für ihre Kleidung, die über bloße praktische Aspekte weit hinaus ging.

### Die bildlich dokumentierte Kleidung der Kaufmannsfamilien

Nachlässe sind eine statische Quelle und geben somit kaum Auskunft über dynamische Prozesse des Anziehens, Tragens und Sichtbarmachens von Kleidung. So verraten sie auch wenig darüber, wie welche Kleidungsstücke getragen, mit welchen anderen sie kombiniert oder wie sie in Szene gesetzt wurden. Bildquellen wie Porträts können hier weiterhelfen. Viele der Wuppertaler Kaufleute haben sich im 18. Jahrhundert malen lassen; jedoch sind die Porträts häufig nur als schwarz-weiße Reproduktionen in Familienchroniken aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überliefert. Dort sind sie für gewöhnlich ohne genauere Datierung oder Angabe des Künstlers abgedruckt.<sup>23</sup> Einige wenige haben sich, meist in Privatbesitz, erhalten. Für das 19. Jahrhundert ist die Überlieferungslage deutlich besser, was auch am höheren künstlerischen Rang der Bilder liegen mag – im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war der in Paris ausgebildete Maler Heinrich Christoph Kolbe (1771–1838) der beliebteste Porträtmaler im Wuppertal.<sup>24</sup>

Doch auch für die Porträts aus dem 18. Jahrhundert lassen sich immerhin die Stilentwicklung beobachten und die Zeichen analysieren, welche die Porträtierten mit ihrer Kleidung setzten. So vereint die Kleidung der Herren verschiedene Attribute, die sie in der Zeit des Ancien Régime als Angehörige der oberen Stände ausweisen,

**20** O. V., Ein französischer Emigrant im Wuppertal 1792/93. In: Gerhard Huck, Jürgen Reulecke (Hrsg.): ... und reges Leben ist überall sichtbar! Reisen im Bergischen Land um 1800. Neustadt/Aisch 1978, S. 49–85, hier S. 72.

**21** Zur Erfolgsgeschichte der Baumwolle vgl. Le Coton et la Mode. 1000 ans d'aventures. Hrsg. von Catherine Join-Diéterle und Pascale Gorguet Ballasteros. Ausst.Kat. Palais Galliera. Musée de la Mode de la Ville de Paris. Paris 2000. Ob es sich bei den Zitzen um ostindische Baumwollstoffe oder europäische Imitate handelte, lässt sich aus den Inventaren nicht erschließen.

**22** Vgl. Selheim 1994 (Anm. 12), S. 192–196.

**23** Vgl. beispielsweise die Publikationen Johann Viktor Bredt: Geschichte der Familie Bredt. Münster 1934; Johann Viktor Bredt: Geschichte der Familie Siebel. Marburg 1937. – Edmund Strutz: Geschichte der Rübeler von Elberfeld. Neustadt/Aisch 1956.

**24** Vgl. Horst Heidermann: Heinrich Christoph Kolbe und die Bildnismaler des Wuppertaler Bürgertums. In: Geschichte im Wuppertal 18, 2009, S. 87–96.





*Abb. 1 Anton Joseph Stratmann, Johann Wilhelm Siebel (1743–1792), um 1777. Privatbesitz. Foto: Anne Sophie Overkamp*

und die sich anhand des Porträts von Johann Wilhelm Siebel (1743–1792) gut nachvollziehen lassen (Abb. 1). Er trägt auf dem Bild einen Tuchrock, eine aufwändige Weste aus bestickter oder broschierter Seide, eine weiße Halsbinde, großzügige Spitzenrüschen an Ausschnitt und Ärmel sowie eine weißgepuderte Perücke. Johann Wilhelm Siebels lässige Pose, der nicht unfreundliche, direkte Blick und die nach vorn gelegten Enden der am Haarbeutel angebrachten Schleifenbänder verraten nur, dass wir es mit einem erfolgreichen, selbstbewussten Mann zu tun haben. Einen Hinweis auf seinen Stand als Kaufmann enthält das Bild nicht. Immerhin lässt der schlichte graue Rock, der weder mit Tressen oder Metallstickereien verziert noch mit Knöpfen aus Edelmetall bestückt ist, erahnen, dass es sich bei ihm um einen Bürgerlichen handelt und nicht um einen Mann von noch höherem Stand – genauso, wie es von der bergischen Regierung mit ihrer Kleiderordnung intendiert war.<sup>25</sup>

Die weiblichen Mitglieder der Kaufmannsfamilien setzen sich auf ihren Bildnissen ebenfalls als Teil der wohlhabenden, ehrbaren Oberschicht in Szene. Dazu gehören wie im Falle Maria Gertrud Lombardts (Abb. 2) gemusterte Seidenkleider, reich verzierte Spitzenhauben auf den gepuderten Perücken sowie häufig diamantene Schmuckstücke oder Perlen, die, wie die Inventare zeigen, von beträchtlichem Wert waren.<sup>26</sup> Auffällig ist auf den Porträts das sehr kleine Dekolleté, das in den meisten Fällen von breiten Stoff- und Spitzenrüschen

<sup>25</sup> Vgl. das Porträt Johann Wilhelm Siebels etwa mit dem eines unbekanntes Mannes auf einem Schmuck-Medaillon aus den 1760er Jahren, abgedruckt in: *Luxus in Seide. Mode des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Adelheid Rasche. Ausst.Kat. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Nürnberg 2018, S. 66, Abb. 52.

<sup>26</sup> Der Halsschmuck Maria Elisabeth von Carnaps etwa war auf 250 Reichstaler taxiert, die vermutlich dazu gehörenden Ohrringe auf 120 Reichstaler. Außerdem besaß sie an weiteren herausragenden Schmuckstücken drei Juwelenringe im Wert von insgesamt 105 Reichstaler. Die auf den Porträts an schmalen Samtbändern getragenen diamantenen Anhänger sowie die Ohrringe entsprechen im Übrigen der Demi-Parure, die in Rasche 2018 (Anm. 25) auf S. 66 (Abb. 50) abgebildet ist.



**Abb. 2** Unbekannter Maler,  
 Maria Gertrud Lombardt, 1776.  
 Wuppertal, Sammlung Bergischer  
 Geschichtsverein e.V.  
 Foto: Maximilian Berkel

oder einem Halstuch verdeckt wird. Die Farbgebung der Kleider auf allen Bildern ist hell und es steht zu vermuten, dass die Frauen auf den Gemälden die oben erwähnte Festkleidung tragen. Generell erscheinen sie als ihrem Stand angemessen, jedoch etwas bieder gekleidete Personen, deren Vermögen und Rang sich vor allem an den verwendeten Materialien ablesen lässt. Eine besondere kirchliche Gesinnung lässt sich hingegen weder an der Kleidung der Männer noch an der der Frauen erkennen; selbst dann nicht, wenn sie wie Johann Carl Wuppermann (1741–1810) und seine Frau Catharina Margarethe, geb. Wuppermann (1743–1813), zum inneren Kreis des pietistischen Collenbusch-Zirkels gezählt werden können.<sup>27</sup>

Nicht viel anders verhält es sich mit den Wuppertaler Kaufmannsfamilien nach der Jahrhundertwende. Wie die zu verschiedenen Anlässen entstandenen und dadurch eindeutig zu datierenden Familienporträts zeigen, hielten modische Neuerungen rasch Einzug ins Tal der Wupper. So tragen alle Damen seit den späten 1790er Jahren Kleider mit hoher Taille und modisch locker frisiertes und ungepudertes Haar. Auch die Herren zeigen sich im modisch geschnittenen Frack mit elegant in die Stirn gekämmter Titusfrisur.<sup>28</sup> Die etwas später entstandenen Porträts aus der Biedermeierzeit zeigen wohl etablierte, gesetzte Männer und Frauen, die in ihrer Gewandung dem Bild des prototypischen, wohlhabenden Biedermeierpaares vollkommen

<sup>27</sup> Walter Dietz: Chronik der Familie Wuppermann. 3 Bde. Leverkusen 1960–1967. Vgl. die Abbildung des Ehepaars als Brautpaar ebd., Bd. 3.1, S. 29. Die Kleidung von Catharina Wuppermann entspricht in vielen Details wie der breiten Ausschnitt-rüsche, den Ärmelrüschen oder der aufwändigen Haube derjenigen Maria Gertrud Lombardts.– Zu Collenbusch vgl. Friedrich Wilhelm Bautz: Art. Collenbusch, Samuel. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 1 (1990), Sp. 1097–1098.

<sup>28</sup> Vgl. Egidius Mengelberg: Johann Friedrich Wülfing und Johanna Maria Christina Siebel, mit deren Mutter Sara Esther und Bruder Johann Gerhard Siebel, um 1803. Privatbesitz, abgedruckt in: Von Tugend und Glück. Die private Welt der Bürger 1815–1830. Hrsg. vom Bergischen Geschichtsverein. Ausst.Kat. Von der Heydt-Museum, Wuppertal, u. a. Wuppertal 2009, S. 124, Abb. 33.





**Abb. 3** Heinrich Christoph Kolbe, Abraham Frowein, 1816.  
Privatbesitz. Foto: Anne Sophie Overkamp



**Abb. 4** Heinrich Christoph Kolbe, Charlotte Louise Frowein, 1816.  
Privatbesitz. Foto: Anne Sophie Overkamp

zu entsprechen scheinen. So ließen sich beispielsweise Abraham Frowein (1766–1829) und seine Frau Louise, geb. Weber (1770–1833), in nüchternem Schwarz abbilden (Abb. 3, 4), das im Falle des Mannes nur durch die weiße Hemdbrust aufgehellte und durch die Bogenkante und das broschierte Muster des Halstuchs mit kaum wahrnehmbarer Verzierung versehen wurde. Bei der Ehefrau bilden die Spitzenmanschetten, der aufwändige Kragen sowie der nicht recht zum strengen Auftreten passende üppige Blumenschmuck am Hut und eine Perlenkette einen kontrastreichen Gegensatz zum dunklen Kleid, das allerdings aus einem in sich gemusterten Seidenstoff gefertigt ist. Der zweite Blick enthüllt also durchaus den Wohlstand der Trägerin. Darüber hinaus macht das Ehepaar, trotz der augenscheinlichen Nüchternheit der Kleidung, mit der Wahl des ländlichen Hintergrundes, der auf die verschiedenen Landgüter und Weinberge verweist, welche die Froweins mit den Gewinnen aus ihrer Textilfirma erworben hatten, seinen gehobenen gesellschaftlichen Status deutlich.<sup>29</sup>

Ähnlich verhält es sich mit dem Ehepaar de Weerth (Abb. 5, 6). Wie Abraham Frowein war der Rentier Peter de Weerth ein Pfeiler der Elberfelder reformierten Gemeinde und bekleidete viele Male ein Amt als Presbyter. In seinem Porträt aus dem Jahr 1825 lässt er sich jedoch vor allem als Bauherr inszenieren – ihm gehörten nicht nur ein großes Haus mit Parkanlage in Elberfeld, sondern auch ein Rittergut sowie ein weiteres Landgut, auf dem er sich 1815 eine repräsentative Villa errichten ließ.<sup>30</sup> Im dazu passenden

<sup>29</sup> Zur Familie Frowein vgl. Edmund Strutz: 175 Jahre Abr. Frowein jun., Abr. [und] Gebr. Frowein, Frowein [und] Co. A.-G. Düsseldorf 1938.

<sup>30</sup> Vgl. Brigitte Alexander, Gisela Schmoeckel: Rechtschaffen, wohlhabend und gottgefällig. Das „nicht ganz unbedeutende“ Leben des Rentiers Peter de Weerth (1767–1855). In: Geschichte im Wuppertal 18, 2009, S. 74–86.





**Abb. 5** Heinrich Christoph Kolbe, Peter de Weerth, 1825. Wuppertal, Von der Heydt-Museum, Inv.Nr. G0730. Foto: Antje Zeis-Loi / Stefanie vom Stein, Medienzentrum Wuppertal



**Abb. 6** Heinrich Christoph Kolbe, Elisabeth Gertrud de Weerth, geb. Wülfing, 1825. Wuppertal, Von der Heydt-Museum, Inv.Nr. G0731. Foto: Antje Zeis-Loi / Stefanie vom Stein, Medienzentrum Wuppertal

Gegenstück, das seine Ehefrau Elisabeth, geb. Wülfing (1774–1829) darstellt, lässt sich schon eher ein Indiz für die innige und sattem bekannte Religiosität des Ehepaares erkennen. Zwar sitzt auch Elisabeth de Weerth vor einem an herrschaftliche Porträts gemahnenden Hintergrund mit Säulen und drapiertem Vorhang und ihre Kleidung mit Rüschenkragen und Kaschmirschal zeigt sie modisch *comme il faut*, doch der Handarbeitskorb verweist auf ihre sittsame Häuslichkeit und das in der Hand gehaltene Gebetbuch auf ihre tiefe Gläubigkeit.<sup>31</sup> Wie auch weitere Kolbe-Bilder zeigen, suchten sich die Kaufleute und ihre Ehefrauen dieser Epoche vor allem als wohlhabende Bürger in Szene zu setzen und weniger als Kaufleute oder als gläubige Christen.

Erst die Familie von Eynern, gemalt 1846 von Peter Schwingen (1813–1863), entspricht wohl dem Bild, das man sich für gewöhnlich von Protestanten macht: nüchtern und leibfeindlich (Abb. 7). Auf dem Gemälde sind rechts der Vater, Johann Wilhelm von Eynern (1773–1845), Besitzer einer Handelsfirma für Garne und Farbstoffe, mittig die Mutter Johanna Katharina, geb. Rittershaus (1779–1842), und links die unverheiratete Tochter Nanette (1806–1875) am Tisch sitzend zu sehen. Alle drei Personen sind in tiefstes Schwarz gekleidet, das einzig durch die weiße Hemdbrust beziehungsweise breite Spitzenkrägen aufgehellert wird. Die Tochter trägt eine Halskette und Brosche mit Korallen, die Mutter keinerlei Schmuck. Die Damen sind mit Handarbeiten beschäftigt, der Vater mit Zeitunglesen. Auf dem Tisch liegt zudem eine mit silberner Schließe ausgestattete Bibel. Das Bild strahlt geradezu vor christlicher Rechtschaffenheit und bescheidener Häuslichkeit – eine Inszenierungsstrategie, welche nicht nur den Vorfahren dieser Familie, sondern generell den Kaufleuten im Wuppertal, trotz ihrer tiefen Gläubigkeit, vor der Mitte des 19. Jahrhunderts völlig fremd war. Sie nutzten eine standesgemäße, teils auch prächtige vestimentäre Aufmachung auf ganz andere Weise, um ihrem christlichen Glauben zu entsprechen.



**Abb. 7** Peter Schwingen, *Die Familie von Eynern*, 1846. Düsseldorf, Museum Kunstpalast, Inv.Nr. M 4381. Foto: Kunstpalast – Horst Kolberg/ARTOTHEK

**31** Auch andere Wuppertaler Kaufmannsfrauen ließen sich mit Gebetsbuch abbilden. Bezeichnenderweise handelt es sich hierbei um Altersporträts. Vgl. Heinrich Christoph Kolbe, Sara Esther Siebel (1758–1831), geb. Merrem, 1824, Historisches Zentrum Wuppertal; Heinrich Christoph Kolbe, Anna Luise Philippine Aders, geb. Hofius (1739–1821), um 1820, Von der Heydt-Museum, Wuppertal. Beide Bildnisse sind abgebildet im Ausst.Kat. Von Tugend und Glück (Anm. 28), S. 108, 109.



## Die Kaufmannsfamilien im Spannungsfeld von religiöser Überzeugung, kaufmännischer Notwendigkeit und vestimentärer Praxis

Die Kaufleute des Wuppertals verstanden ihre kaufmännische Tätigkeit als eine von Gott an sie gestellte Aufgabe. Dies bezog sich zum einen auf die von Luther in die Welt gebrachte Berufspflicht, gemäß derer der Mensch sich in der Welt und in seinem weltlichen Beruf bewährt, um den Segen Gottes zu erlangen. Gewinn wurde unter Gottes Segen erwirtschaftet – nicht umsonst stand auf dem Vorsatzblatt der meisten Geschäftsbücher ein christlicher Spruch oder die schlichte Widmung „Mit Gott“.<sup>32</sup> Entsprechend wurden die Prinzipien des Kaufmannseins auch auf das Geistige angewandt. So riet der Barmer Kaufmann Johann Caspar Engels (1753–1821) seinem Sohn Friedrich (1796–1860):

„Wir müßen besonders im Geistlichen allewege auf unsren eignen Vortheil sehen, auch in diesem Stük bin ich Kaufman und trachte nach den meisten Procenten, weil mir kein Mensch, dem ich zu gefallen eine Stunde in gleichgültigen Dingen verschwenden wolte, davon eine Minute wiedergeben kan.“<sup>33</sup>

Zum anderen nahmen die Kaufleute ihre Verpflichtungen gegenüber Abhängigen ernst und sahen ihr eigenes Streben nach Wohlstand und Gewinn in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang. Entsprechend wurden die Kinder gemäß der Maxime erzogen, dass sie in ihre gehobene Stellung „durch Leitung der göttlichen Vorsehung gekommen [sind]“. Daraus entstand die Verpflichtung, jemand zu sein, der „Gutes um sich her verbreitet, der gesunden Händen Arbeit und dadurch Brod gibt, der für die Erziehung und den Unterricht der Kinder aus der arbeitenden Claße sorgt.“<sup>34</sup> Ein erfolgreicher Kaufmann zu sein, bedeutete somit Gottesdienst im Alltag der Welt.

Sich von christlichen Überzeugungen leiten zu lassen, war im Übrigen keine Besonderheit der weithin als besonders religiös bekannten Wuppertaler Kaufleute. Dies zeigen zahlreiche zeitgenössische kaufmännische Ratgeber, in denen beispielsweise stand: „Fangen Sie ihre eignen Geschäfte mit Gott, und mit Vernunft an; dann, nur allein dann werden solche gelingen.“ Zu den unerlässlichen Eigenschaften eines Kaufmanns gehörte daher auch ganz selbstverständlich „Gottesfurcht“, womit er „Glück und Segen in seinen Geschäften erlangt“.<sup>35</sup> Der Bezug zu und auf Gott stellte innerhalb von Kaufmannskreisen das Fundament dar, auf welchem gehandelt wurde. Ebenso wichtig, und eng mit dem christlichen Gebaren verknüpft, war die persönliche Reputation. Sie war gleichbedeutend mit Ehrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit und Verlässlichkeit und bestimmte über den Kredit, der einem gewährt wurde, und somit über den geschäftlichen Spielraum.<sup>36</sup> Jemandem Kredit zu gewähren, bedeutete im zeitgenössischen Verständnis sowohl ihm Glauben zu schenken als auch einen Zahlungsaufschub zu gewähren.<sup>37</sup> Kaum ein Kaufmann bezahlte die gelieferten Waren sofort; Zahlungsziele von sechs bis neun, teils auch zwölf Monaten waren durchaus üblich und für das reibungslose Funktionieren des Handels unabdingbar.

Um die eigene Ehrbarkeit, Zuverlässigkeit und Kreditwürdigkeit zu unterstreichen, bediente sich die Kaufmannschaft verschiedener Codes und Zeichen. Kleidung und Schmuck kamen dabei eine besondere Rolle zu, um sich nach außen hin eindeutig und schnell sichtbar zu positionieren. Die oben angesprochene qualitätsvolle, nüchterne Kleidung, wie sie in den Inventaren erwähnt wird, lässt sich auch heute noch als eine solche Positionierungsstrategie lesen. Die in den Porträts dokumentierten bestickten Westen der Herren und wertvollen Diamanten der Ehefrauen dienten wiederum nicht so sehr der „Eitelkeit“ des oder der Einzelnen, sondern waren sichtbares Zeichen eines solventen Geschäfts.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu ausführlich Anne Sophie Overkamp: Fleiß, Glaube, Bildung. Kaufleute als gebildete Stände im Wuppertal 1760–1840. Göttingen 2020, S. 194–205.

<sup>33</sup> Johann Caspar Engels an seinen Sohn Friedrich Engels in Frankfurt/M., Barmen, 4.7.1813. In: Michael Knieriem (Hrsg.): Die Herkunft des Friedrich Engels. Briefe aus der Verwandtschaft 1791–1847. Trier 1991, S. 168.

<sup>34</sup> Gerhard Bernhard van Haar an Johann Caspar Engels jun. in Barmen, Hamm, 24.7.1807. In: Knieriem 1991 (Anm. 33), S. 137–138, hier S. 138.

<sup>35</sup> Ehregott Meyer: Die Kunst sich glücklich als Kaufmann oder Fabrikant zu etablieren. Weimar 1803, S. 11.

<sup>36</sup> Zur engen Verknüpfung von Kredit und Reputation vgl. Craig Muldrew: Zur Anthropologie des Kapitalismus. Kredit, Vertrauen, Tausch und die Geschichte des Marktes in England, 1500–1750. In: Historische Anthropologie 6, 1998, S. 167–199. – Jürgen Schlumbohm (Hrsg.): Soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert. Hannover 2007.

<sup>37</sup> Vgl. Art. Credit. In: Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. 242 Bände. Hrsg. von Johann Georg Krünitz. Berlin 1773–1858. Bd. 8, S. 424–437.

Auch nutzten die Kaufleute vestimentäre Praktiken, um sich durch sie mit anderen gesellschaftlichen Gruppen zu verbinden beziehungsweise sich von ihnen abzuheben.<sup>38</sup> An modischen Entwicklungen teilzuhaben war dabei unausweichlich, denn, so das *Journal des Luxus und der Moden* 1786:

„Moden sind ein conventionelles Ding, worüber die Menschen stillschweigend übereinkommen, ohne fast immer zu wissen warum. [...] Der Vernünftiger aber unterwirft sich, nur etwas später, diesen Moden gewiß, und muß es, um nicht lächerlich zu werden, oder als Misanthrop zu erscheinen.“<sup>39</sup>

Wer etwa wie die Wuppertaler Kaufleute auf den großen Frankfurter Messen seine Waren verkaufen wollte, konnte es sich nicht leisten, als Narr oder als Menschenfeind zu erscheinen. Auch in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur wurde wiederholt davor gewarnt, sich als Kaufmann weder zu üppig noch zu liederlich zu kleiden, da beides die Reputation und damit die Kreditwürdigkeit negativ beeinflussen würde. Insofern verwundert es auch nicht, dass die streng gläubige Louise Engels, geb. Noot (1762–1822), die selbst pietistische Konventikel in ihrem Haus abhielt, ihrem Ehemann Ratschläge in modischer Kleidung gab und sich gut informiert zeigte über aktuelle Trends. So empfahl sie beispielsweise als „ein ordentliches Geschenk“ für eine Nichte Rock und Jacke aus halbseidenem Zeug, welches „jetzt so viel getragen wird“. Auch für sich selbst wünschte sie sich ein solches Ensemble. Gleichzeitig wurden nicht nur modische Qualitäten des empfohlenen Materials gerühmt, sondern darüber hinaus, dass es nicht zu teuer käme und der Stoff recht dauerhaft sei. Auch in diesen Dingen war man Kaufmann.<sup>40</sup>

Im Übrigen konnte der gutgekleidete Kaufmann auch die von ihm vertriebene Ware an seiner eigenen Person präsentieren:

„Der Kaufmann der höheren Klassen kleidet sich gern nach der neuesten Mode, mit Geschmack, sehr anständig und sauber. Er trägt entweder ein Theil dessen, was er vorrätig hat, an sich zur Schau, oder reizet überhaupt jede feine Person von Geschmack näher zu kommen und zuzusprechen.“<sup>41</sup>

Die in den Inventaren genannten Kleidungsstücke aus Siamosen, Leinen, Nankinett wie auch die Westen aus Seidenzeug, die alle im Wuppertal produziert wurden, verweisen somit nicht nur auf den lokalen Bezugsrahmen der Kleidung, sondern möglicherweise auch auf die Schaufensterfunktion der kaufmännischen Garderobe. Der „Stoff der Protestanten“ war im Wuppertal auch immer das selbst produzierte Gewebe oder Band.

Sich als Kaufmann „narrisch“ zu kleiden, also seiner Umwelt als unpassend gekleidet aufzufallen, hätte, wie oben herausgearbeitet wurde, das Geschäft und somit auch den Gottesdienst in der Welt beeinträchtigt. Wertige und den eigenen Status markierende Kleidung wie auch wertvoller Schmuck, dokumentiert in den Inventaren und auf den Porträts, waren somit sowohl ökonomisch als auch religiös sinnvoll; Diamantschmuck und Brüsseler Spitzen dienten nicht dem persönlichen Schmuck und Vergnügen, sondern waren vielmehr eingebettet in ein Zeichensystem der Ehrbarkeit und Kreditwürdigkeit. Nur durch dessen Bedienung ließen sich die Geschäfte als Kaufmann aufrechterhalten. Die vestimentären Praktiken der Kaufmannsfamilien mussten den Gesetzen ihres Berufes gehorchen, um ihren religiösen Ansprüchen, die möglicherweise schlichtere Kleidung gefordert hätten, genügen zu können. Insofern standen tiefe Gläubigkeit, kaufmännischer Beruf und vestimentärer Aufwand nicht in einem Spannungs-, sondern vielmehr in einem komplementären Verhältnis zueinander. Erst als die institutionellen Rahmenbedingungen sich änderten und die persönliche Reputation weniger entscheidend wurde für den geschäftlichen Kreditrahmen, konnte man es sich auch als Kaufmann leisten, im schlichten Pietistenrock zu erscheinen.

**38** So formuliert es Philipp Zitzlsperger in Anlehnung an Pierre Bourdieu. Vgl. Philipp Zitzlsperger: *Kleidung im Bild – zur Ikonologie dargestellter Gewandung*. In: Philipp Zitzlsperger (Hrsg.): *Kleidung im Bild. Zur Ikonologie dargestellter Gewandung*. Emsdetten 2010, S. 7–10, hier S. 7.

**39** *Journal des Luxus und der Moden* 1, 1786, S. 148–149.

**40** Louise Engels, geb. Noot, an ihren Ehemann Johann Caspar Engels in Mannheim, Barmen, 28. und 29. Oktober 1792. In: Knieriem 1991 (Anm. 33), S. 108–109, hier S. 109.

**41** Christian Karl André: *Der Kaufmann oder Compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen für den denkenden Kaufmann*. Gotha 1794, S. 13.